

Rajoy im Heidiland

Er kommt uns panisch vor: Spanien nach der Wahl

MADRID, 10. März
Wahrscheinlich sind alle Wahlkämpfe langweilig, wenn nicht gerade ein neuer Messias vors Mikrofon tritt, aber der spanische war eine Zumutung. Allein schon deswegen, weil die Arbeit der Vermarktungsteute so schamlos ans Licht trat. „Mit Kopf und Herz“, dichteten die Konservativen, und man will sich nicht ausmalen, wie lange in der Parteizentrale über diese Reihenfolge gegrübelt worden ist. „Wir sind mehr“, hieß es bei den Sozialisten, eine clevere Marketingleistung, weil sich in dem Spruch kuscheliges Apo-Gefühl und autoritäre Drohgebärde („Wir sind mehr, und ihr seid weniger“) bruchlos miteinander verbinden.

Am Sonntagabend, als der Sieg des Amtsinhabers José Luis Rodríguez Zapatero feststand, trat der sozialistische Generalsekretär José Blanco vor, dessen Kurznamen Pepe man mit einem gewissen Recht zu „pepino“ (Gurke) verkleinert. Blanco blinzelte in die Scheinwerfer, als habe er sich nur mühsam vom Aktenstadium im Dienst des Volkes losgerissen, und sagte, welche gesellschaftlichen Errungenschaften mit dem Sieg der Sozialisten bewahrt worden seien, darunter auch „der Frieden“ – gemeint war der Komplex des baskischen Terrorismus, für den es inzwischen kaum noch ein Wort gibt, doch wenn ein Wort garantiert das falsche ist, dann Frieden. Blanco schloss seine Aufführungen mit einem „Buenas noches, y buena suerte“, einer wörtlichen Übersetzung von „Good night, and good luck“, der Formel des amerikanischen Fernsehjournalisten Edward R. Murrow aus der McCarthy-Ära, als wären in Spanien wirklich dieselben Schlachten zu schlagen.

Dabei kann man darauf wetten, dass Blanco und seine Genossen den Namen Murrow nur aus George Clooneys Verfilmung kennen. Dass sich die Wahlkampfstrategen der Regierungspartei eine Zeile aus Hollywood leihen, um sich als unschuldig verfolgte Sachwalterin der politischen Subversion aufzuspielen, ist schon ein starkes Stück, aber dergleichen geht in diesen Tagen unwidersprochen durch. Ge-kauf wird, was schmeckt.

Zum erstenmal seit fünfzehn Jahren hatte sich Spanien wieder ein Fernsehduell der Kandidaten geleistet. Leider erfüllte, was dort an zwei Montagabenden abließ, nicht einmal das Minimum an journalistischer Professionalität. Die Kandidaten warfen dem Publikum ihre Textbausteine um die Ohren, während von ihrer Moderatorin nur zu berichten ist, dass sie eine orangefarbene Kostümjacke trug. Kein einziger Versuch, aus den schlachternmüden Automaten zur ihrer Linken und Rechten eine Debatte herauszukitzeln. Eine vierundneunzigjährige Wählerin, die sich am Sonntagmorgen von ihrem Sohn zur Wahlurne bringen ließ, befand knapp: „Rajoy ist ernsthafter, aber Zapatero ist sympathischer.“ – „Dann wählt den Ernsthaften“, riet ihr Sohn, was sie auch tut. Gewonnen hat der Sympathisante.

Denn der Ernsthafe hatte mit seiner Ernsthaftigkeit ein ernsthaftes Problem. Wenige Tage vor der Entscheidung erfand Mariano Rajoy eine Allegorie für das, was er in seinem Land verändern wollte, und phantasierte von einem Mädchen, das mit einem Dach über dem Kopf aufwachsen solle, mit Eltern, die Arbeit haben, und mit Stolz in der jungen Brust auf ihr großes, geschichtsträchtiges Land. „Tief drinnen“, wie man so sagt, durfte es bei Rajoy ein Gefühl gegeben haben, das diesem Bild entsprach. Doch der Kandidat ist nicht gerade mit der Kamera befriedet, er zeigt zu oft die Zunge und rollt mit den Augen, und in solchen Momenten wirkt er panisch. Dass niemand den als Parlamentsredner hochgeachteten, eher zu Ironie und Intellektualität neigenden Rajoy von seiner Kitsch-Einlage im Fernsehen abholt, spricht ein vernichtendes Urteil über seine Berater.

Und vermutlich war das der Höhepunkt des Wahlkampfs. Im Handumdrehen spottete ganz Spanien über „das Mädchen von Rajoy“. Offenbar müssen einige noch lernen, die Karnevalisierung des politischen Diskurses im Internet einzukalkulieren. Dort, in den Blogs und Foren, formiert sich in Minuten schnelle eine Legende, die jeden Patzer der Lächerlichkeit preisgibt. Wer „La niña de Rajoy“ in die Suchmaschine tippt, erhält fast zwei Millionen Treffer. Natürlich gibt es nicht nur eine Website dieses Namens, sondern auch unzählige Parodien bei YouTube, von der „Exorzist“-Version bis zur unheimlichen Parallele aus der Zeit des Diktators Franco, der seine kleine Tochter im Fernsehen ein Sprüchlein für alle armen Kinder dieser Welt aufsagen ließ. Unangefochtener Spitzenreiter mit mehr als dreihunderttausend Zuschauern ist „Rajoyd“, der Zeichentrickfilm über eine spanische Heidi auf der Alm, die froh ist, nicht in der Zapatero-Ära leben zu müssen. Von ihrem Papa, dem gescheiterten Kandidaten der Volkspartei, lässt sich nicht dasselbe sagen. PAUL INGENDAAY



Mae West wäre zufrieden gewesen mit ihr: Marianne Rosenberg steigerte sich während ihres Frankfurter Konzerts zur Jazzduseuse von Format. Foto Henning Bode

Lieder der Nacht

Marianne Rosenberg, Teeniestar der Siebziger, dann Ikone der Schwulenbewegung, begann in Frankfurts Alter Oper ihre Chanson- und Jazztournee.

Diese Frau besteht aus tausend Widersprüchen. Da kommt sie als eine späte Mae West der Vorstadt mit blonden Wallenlocken und Föhnen, Glitzerschwarzem und Strassgehänge auf die Bühne, wiegt gepolsterte Schultern, wackelt mit üppigen Hüften, wankt auf Highheels – und singt dann „How high the moon“ so glockenhell wie Ella Fitzgerald und so guttural wie Nina Simone. Danach ein erster hastiger Griff zum Wasserglas, denn noch viele folgen werden. Jetzt weiß man, dass die gelegentlich metallisch kratzenden Töne und Krächzer Erkältung sind. Man bangt mit ihm um jeden Ton – und sie schickt zur Antwort einige der kristallklaren Langzeittriller in den Saal, die sie in den siebziger Jahren als den Teenager mit den unsäglichen biederem Liedern und der unglaublich kraftvollen Unschuldsgesang zum Legende machen.

Einer ihrer damaligen Hits war „Lieger der Nacht“. Jetzt erst singt sie wirklich solche, dunkel verzweifelt, aber reagiert auf das Publikum wie die einstige „Kleene“, die vor Lampenfeuer fast vergeht: Maliziöses Lächeln in lila Licht, sie haucht irgendwann verruht Erfahrenes ins Mikrofon – und verhaspelt sich. Die auswendig gelernte Souveränität splittert und wird durch verlegenes Wiederholen des richtigen Texts verschlammisiert.

„I'm a Woman“ heißen ihre Tourneen und ihre neue CD. Beide präsentieren Marianne Rosenberg mit den ganz großen Jazz- und Swingklassikern. Was ist das mit dem Werben, das ins Leere fällt, was mit dem gleichgültigen Gegenüber, das in Kopf und Gefühl nistet? „Liebe wird leicht zum Hirngespinst“, sagt die Sängerin und singt ein samtblau timbrieretes „You go to my head“. Schön ist das, wenn nur die einstudierten Diva-artisten wären, die peinlich oft eine Sekunde hinter den Worten herhinken. „Mir bleibt im Leben nichts erspart“ ist die berlinisch gefärbte deutsche Version von „Ev'rything happens to me“. Mutig und der geistreichen Übersetzung angemessen macht die Sängerin eine komische Nummer daraus. Die ihr aber zur unfreiwilling tragikomischen verurteilt, weil sie sich so sehr auf die Töne konzentriert, dass sie den gestischen und mimischen Faden verliert.

Was passiert dort oben, fragte man sich in der Pause, wie lange halten Gesang und Sängerin zusammen? Dann kommt dieselbe Person in einem schlichten schwarzen Anzug, hat die Föhnlwelle ausgebüstet und bürstet Lieder gegen den Strich. Die Stimme ist jetzt so ge-

FEUILLET

Im Ehe-Gasometer

In Zürich rettet Jens-Daniel Herzog die Oper „Intermezzo“ von Richard Strauss

ZÜRICH, 10. März
Bekanntermaßen konnte Richard Strauss alles komponieren, auch Schinkenbrote und Geschlechtsverkehr, abgeschlagene Prophetenhäupter und Alpenpanorama, im Zweifelsfall auch das Telefonbuch von Garmisch-Partenkirchen oder seinen Ehealltag, und in „Intermezzo“ vor allem Letzteres. Bei der Sensations-Uraufführung 1924 in Dresden trug der Sänger des Kapellmeisters und Tondichters „Robert Storch“ gar eine Richard-Strauss-Maske, um jedes Missverständnis auszuschließen: Hier war tatsächlich ein Blick in das höchste Private des Starkomponisten zu werfen, aufs zänkische Weib vor allem. Diese „Christine“, die selbst wenigstens der Gedankensünde mit einem jungen Baron nicht ganz unschuldig ist, macht dem Meister die Hölle heiß, als sie ihn der Unzucht mit einer gewissen Mieze Maier überführt glaubt. Das Ganze stellt sich als denkbar dumme Verwechslung heraus, und am Ende konnte sich der vollkommen unschuldige Mann Strauss von seiner final pacifizierten Bühnen-Gattin vorsingen lassen, was er so immer schon hören wollte: „Du bist mein schöner, reiner, prachtvoller Mann!“ und „Ich werde dir nie mehr widersprechen!“. Karl Kraus war das des Guten zu viel: „Eine trivialere, aber zugleich dreistere Ödigkeit dörfte wohl noch selten in die Sphäre künstlerischer Gestaltung eingegangen sein“, urteilte er. Zumal er die weibliche Hauptperson entschieden „verunglimpt“ sah.

Schwer lastet die Krausse Strauß-Vernichtung also von Anfang an auf „Intermezzo“. Nicht einmal dessen unstrittige musikalische Interessantheiten konnten diese „Opera domestica“ retten: ein experimentierender Umgang mit den verschiedensten Formen der komponierten Rede zwischen Sprechen und Singen, die Weiterentwicklung des „Ariadne“-Konversationstons, die Trennung der orchestrale entschlackten Dialogpartien von nicht weniger als zwölf instrumental kommentierenden Intermezzis, eine dem Film abgeschauten Montage-Dramaturgie und anderes mehr. Doch der Strauss-Kulinarien fehlen die schönen Stellen, und Strauss-Gegnern bietet das selbstverfasste Libretto leichte Beute zur Ideologiekritik: „Intermezzo“ ist ein Spielplanrisiko.

War deshalb noch so viel Platz bei der Premiere im Zürcher Opernhaus? Dass hier allerdings nicht eine heitere Episode aus dem Eheleben eines Genies und seiner Xanthippe verhandelt wird, macht die Szene von Mathis Neidhardt auf den ersten Blick klar: Ein riesiger Gasometer stellt hier die Ehe-Bühne dar, ein dreiblättriger Zylinder, der sich öffnet und schließt, dann sieht man in eine fensterlose, hermetische, bürgerliche Tapetenwelt. Vermutlich ist sie überheizt, denn das meist einzige Ausstattungsdetail ist ein umlaufender Heizkörper. Ein Ehefrauengefängnis, ein Hamsterrad mit Dienstboten. Nach fünf

Minuten – eigentlich wird hier der Hausherr und große Mann Storch für seine Reise ausstaffiert (und nebenbei besagtes Schinkenbrötchen komponiert) – hat Frau Christine, hier noch das überspannte Luxus-Blondchen, ein Rasiermesser in der Hand, mit dem sie gefährlich ungeschickt herumhantiert: Konsequent hat Jens-Daniel Herzog dem Stück alle Gemüthlichkeit ausgetrieben und es auf Rasiermesserschärfe zugespitzt. Ist es eine Komödie? Es ist eine Tragödie, die Tragödie der einsamen Frau. Auf einen zweifelhaften Jung-Baron hereinfällt, die sich, wenn sie allein ist, mit Kuchen vollstopft. Gespenstischerweise hört man dazu Musik mit hohem Zuckergehalt. Herzog zeigt Bilder und Gesten des bürgerlichen Elends, der Depression, und dann, kurz vor der Pause, öffnet er kalten Herzens den Blick ins absolut Monströse: Als Christines Welt, nach dem kompromittierenden Brief der Mieze Maier, zusammenbricht, da tritt die Sopranistin Christiane Kohl als Kinderbett des kleinen Bubi, und als der den Papa nicht böse finden und auch nicht verlassen will, da drückt sie ihm das Kopfkissen aufs Gesicht, und fast wäre der Bubi erstickt. Entsetzt läuft er vor der Mama weg.

Natürlich ist es eine Tragödie, erzählt mit dem doppelten Boden einer Komödie. Christine wird da nicht herausfinden. Am Schluss sitzt ihr Robert wieder am Tisch, man singt zunehmend apothetisch von Versöhnung und von der „wahrhaft glücklichen Ehe“, aber Robert löffelt seine Suppe dazu, die Nase schon in der nächsten Partitur, selbstvergessen dirigierend. Mit dem letzten Schlag schließt sich der Gasometer, es ist wahrhaft furchtbar.



Ehe eines Genies: Kapellmeister Storch (Rod Gilfry) ist auf dem Sprung zum nächsten Konzert, seine Frau (Christiane Kohl) denkt an den nächsten Kuchen. Foto Suzanne Schwirtz

Webers Jubel-Messe

Ankauf der Staatsbibliothek Berlin

Die Musiksammlungen der Staatsbibliothek Berlin konnten ihren Besitz um das Partitur-Autograph der „Jubel-Messe“ von Carl Maria von Weber erweitern. Die Messe Nr. 2 G-Dur aus den Jahren 1818 und 1819 ist eines der vier Kirchenmusik-Werke, die Weber in seiner Zeit als Dresdner Hofkapellmeister für den sächsischen Hof komponierte. Mit dem ersteigerten Autograph befinden sich jetzt drei dieser Dresdner Werke in der Berliner Weber-Sammlung. Es zeige nach Angaben der Staatsbibliothek eine saubere, gut lesbare Schrift und sei unter konservatorischen Gesichtspunkten in einem sehr guten Zu-

stand. Weiter gelang der Staatsbibliothek, die eine der größten Mozart-Sammlungen weltweit beherbergt, der Ankauf einer fruhen Abschrift des „Don Giovanni“. Die um 1788 bis 1790 gefertigte Kopie war zuletzt im Besitz des 2004 verstorbenen Oxford-Musikforschers Albi Rosenthal.

Kongresshalle entstehen soll (F.A.Z. vom 23. Februar), in Aussicht gestellt. Zwar sagte er für das umstrittene Projekt keine direkte finanzielle Unterstützung zu, doch erklärte er, das Land sei bereit, der Stadt oder einer Stiftung das Grundstück vor dem Schloss kostenlos zu übertragen. Rüttgers regte an, einen städtebaulichen Wettbewerb für das gesamte Areal durchzuführen und „es den weltbesten Architekten und Stadtplanern zu überlassen, Vorschläge für eine Neugestaltung und Nutzung dieser Flächen zu machen“. Bevor es dazu kommt kann, muss das Vorhaben am 27. April einen Bürgerentscheid überstehen, mit dem eine Initiative erreichen will, dass die Stadt sich nicht finanziell an der von einer Stiftung propagierten Kultur- und Kongresshalle beteiligt.

Platzgeschenk

Jürgen Rüttgers ermutigt Münster

Beim traditionellen Kramermarkt der Münsteraner Kaufmannschaft hat der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Jürgen Rüttgers der Stadt die Hilfe des Landes für die Entwicklung des Hindenburgplatzes, auf dem eine Kultur- und

DOROTHEUM

SEIT 1707

Erste Auktionswoche 2008

Alte Meister, 15. April, Gemälde des 19. Jhs., 16. April
Antiquitäten, 17. April, Juwelen, 18. April

Besichtigung ab 5. April 2008, Palais Dorotheum, Dorotheergasse 17, 1010 Wien

Tel. +43-1-515 60-570, client.services@dorotheum.at, Katalog online: www.dorotheum.com

Vorbesichtigung ausgewählter Auktionshöhepunkte:

Dorotheum Düsseldorf, 27. März, Südstr. 5, Düsseldorf, Tel. +49-211-210 77-47, duesseldorf@dorotheum.de

Dorotheum München, 31. März, 1. April, Galeriestr. 2, München, Tel. +49-89-244 434 73-0, muenchen@dorotheum.de

Oswald Achenbach (1827–1905), Campagnlandschaft mit der Via Appia (Ausschnitt), 1892, 106 x 150 cm, Auktion 16. April

